

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen Viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgebühren.

**Redaktion:** Lauchaer Str. 19/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telephon** 3721.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5 gespaltene Zeitzelle oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwereyer sah nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

## Tageskalender.

Die Leipziger Stadtverordneten haben gestern zur **Festschönheit** Stellung genommen. (Siehe Leipziger Angelegenheiten und Kommunale Rundschau.)

Die **Protestversammlung** von Reichlern aus ganz Deutschland aus Anlaß der Fleischnot ist unter starker Beteiligung gestern in Berlin eröffnet worden.

In **Schucha und in Waku** fanden zwischen Armeniern und Tataren wilde Straßenkämpfe statt, an denen auch die Truppen sich beteiligten. (Siehe Revolution in Rußland.)

## Die Vorwärts-Frage.

Leipzig, 7. September.

VIII.

Je mehr sich im Vorwärts die falschen Tendenzen bemerklich machten, die durch seine prinzipielle Entwurzelung hervorgerufen wurden, um so eifriger wurden die Bemühungen, ihn wieder ins richtige Geleise zu bringen. Aber da man das falsche Grundprinzip nicht antastete, so führten diese Bemühungen, so richtig gedacht sie an und für sich waren, immer nur dazu, das Uebel zu steigern, das sie beseitigen wollten.

Mit gutem Fug hatte der Halle'sche Parteitag, wenn er ein Zentralorgan schaffen wollte, ihm auch einen Chefredakteur gegeben. Es ist eine vollkommene falsche Auffassung dieser Einrichtung, wenn man ihren Schwerpunkt darin sucht, daß der Chefredakteur gewissermaßen als überlegener Genius über den Fachredakteuren stehen und ihnen in ihre spezielle Tätigkeit, die sie gemeinlich viel besser verstehen als er, von oben herab hineinpfuschen soll. Ein Chefredakteur, der seine Aufgabe so auffaßt, verdient lieber heute als morgen zum Teufel gejagt zu werden. Seine wirkliche Aufgabe besteht darin, den einheitlichen konsequenten Gang der Zeitung zu sichern und dafür der Parteiorganisation, der die Zeitung gehört, sozusagen mit Kopf und Krallen zu haften. Um die Frage an einem Beispiel zu erläutern, so gibt es in der Kriegsgeschichte — und die Parteiorgane sind zum Kriegsführen da — keinen unbestreitbareren und keinen unbestritteneren Satz, als daß auch ein mittelmäßiger General, der nach seiner Weise handelt und die moralische Verantwortung für seine Handlungen trägt, die Sache viel besser macht, als ein Kriegsrat der vorzüglichsten Strategen und Taktiker, von denen einer den anderen den Weg vertritt, gerade je klüger sie sind, und schließlich

leiner die Verantwortlichkeit trägt, die alle tragen sollen. Für ein Zentralorgan ist aber die einheitliche konsequente Haltung die erste und unbedingteste Notwendigkeit, und deshalb war es ganz selbstverständlich, daß der Halle'sche Parteitag dem Vorwärts einen Chefredakteur gab.

Nicht minder selbstverständlich war, daß Liebknecht diese Stellung erhielt. Nicht nur weil er der Redakteur des früheren Zentralorgans gewesen war, sondern weil er unter den noch Lebenden — abgesehen von Engels, der nicht in Frage kommen konnte — die größten Verdienste um die prinzipielle und theoretische Klärung der Partei hatte. Allein alsbald zeigte sich, daß er der Aufgabe nicht gewachsen war, weil ihr kein Einziger bei der damaligen geistigen Entwicklung der Partei mehr genügen konnte. Die richtige Erkenntnis wurde nur wieder dadurch verdunkelt, daß Liebknechts Kraft durch tausend andere Ansprüche der Partei zersplittert wurde, und er sich in einem Lebensalter befand, wo man das Blühen technischer Handgriffe, das zur Leitung eines großen Tageblatts gehört, nicht mehr lernt. Immerhin wirkte instinktiv die Empfindung, daß die eigentliche Schwierigkeit mehr in der Sache, als in der Person liegt, so weit mit, daß man nach Liebknechts Tode die Chefredaktion preisgab und dafür die Mehrheitsredaktion einführte.

Indessen war es nur eine äußerliche Logik, mit der man argumentierte: geht es auf diese Weise nicht, so muß es auf die andere Weise gehen. Um überhaupt davon zu reden, so ist eine Mehrheitsredaktion der Widerspruch in sich, und es beruht auf einem Trugschluß, sie eine „demokratische“ Institution zu nennen. Man verwechselt dabei das Gesetz der Demokratie mit dem Gesetz der Arbeitsteilung. Soll es nach dem Grundsatz der Demokratie, nach dem Grundsatz: Gleiches Recht für jedermann gehen, so müßten die Redakteurstellen an einem Parteiorgan reihum unter den Mitgliedern der Organisation gehen, der es gehört. Das ist natürlich ein Unsinn, den niemand will oder jemals gewollt hat. Tatsächlich werden die Redakteure nach dem Gesetz der Arbeitsteilung ausgewählt; die örtlichen Organisationen besetzen die Stellen an ihren Zeitungen nach dem Maße der Fähigkeiten und Kenntnisse, das für einen politischen Redakteur, einen Feuilletonredakteur, einen Gewerkschaftsredakteur, einen Lokalredakteur u. erforderlich ist. Diese Fähigkeiten und Kenntnisse schließen sich nun aber wiederum nach dem Gesetz der Arbeitsteilung gegenseitig aus; niemand — es sei denn irgendein Ausnahmefall — kann ein gleich guter Redakteur in Politik und Feuilleton, im Gewerkschaftlichen und Lokalen u. sein; vielmehr pflegt jeder, je besser er sein Fach versteht, sich um so weniger auf die

andern Fächer zu verstehen. Wählen nun die Genossen nach diesem Gesetz der Arbeitsteilung die Redakteure ihrer Blätter, und richten dann eine Mehrheitsredaktion ein, so heißt das im Grunde nichts anderes, als daß derjenige Redakteur, der sein Fach am besten versteht und eben deshalb an diese Stelle gesetzt ist, sich von seinen Kollegen majorisieren lassen soll, die sein Fach weniger gut oder auch gar nicht verstehen und deshalb an andre Stellen gesetzt worden sind.

Im Grunde, sagen wir, denn die Praxis korrigiert natürlich das an sich unhaltbare Prinzip durch gemeinsames Parteinteresse, kameradschaftliche Gesinnung, Zwang der Verhältnisse u. Gemeinlich macht sich die Sache wohl so, daß jeder Fachredakteur wie ein Cherub mit flammendem Schwerte vor seinem Nessel steht, sie alle aber für ihr unveräußerliches Parteirecht halten, dem politischen Redakteur dreinzureden, was ein schönes Zeichen für den politischen Eifer ist, der alle Genossen befeuert, aber die einheitliche Haltung des Blattes nicht immer fördert. Gleichwohl liegt der Vorliebe vieler Parteikreise für eine Mehrheitsredaktion eine ganz richtige Empfindung zugrunde: ist sie nämlich aus gleichartigen Elementen zusammengesetzt, das heißt aus Genossen, die von denselben Grundanschauungen ausgehen und in allen wesentlichen Fragen der Theorie und Taktik übereinstimmen, dann mögen alle Nachteile verschwinden, die sich aus ihrem Prinzip ergeben.

Damit wollen wir keineswegs sagen, daß die inneren Gegensätze, die in der Partei bestehen, ein gemeinschaftliches Mischen in der Parteipresse ausschließen. Obgleich die Leipziger Volkszeitung eine Gegnerin des Revisionismus ist, hat sie stets revisionistische Mitarbeiter gehabt und hat deren noch. Aber innerhalb der Redaktion sind und ganz besonders innerhalb der politischen Redaktion, falls sie mehrere Mitglieder umfaßt, ist eine einheitliche Gesamtaufassung — in Einzelheiten werden sich ja immer Unterschiede ergeben, da glücklicherweise nicht alle Menschen über einen Kamm geschoren sind — eine unbedingte Notwendigkeit. Wenn die Genossen eines Ortes beschließen, ihren Blatte eine revisionistische Richtung zu geben, so haben sie nach unserer Auffassung das unbedingte Recht, einen Bewerber um eine Redakteurstelle abzuweisen, weil er eine radikale Gesinnung hat. Auf der andern Seite können wir uns darauf berufen, daß ein revisionistisches Organ, das Dessauer Parteiblatt, kürzlich in anerkennendem Sinne schrieb: die Leipziger haben immer auf eine homogene Redaktion gehalten. Jede andre Auffassung führt dazu, die Redakteurstellen an den Parteiblättern als Versorgungsposten für diejenigen Parteigenossen anzusehen, die zufällig Schrift-

## Seuilleton.

### Wahrheitssucher.

Roman von Joseph Veisler.  
Aus dem Böhmischen übertragen von Robert Sautel.  
(Nachdruck verboten.)

LII.

Es war entschieden. Der große Prozeß, der so große Erwartungen und Spannung erweckte, war beendet. Die Wellen, die er verursacht hatte, glätteten sich, Ruhe und Frieden kehrten wieder. Man hörte auf, über den Prozeß zu sprechen und in den Zeitungen darüber zu schreiben. Das öffentliche Leben wendete sich ändern, neueren Interessen und Erscheinungen zu.

Zenda sah die Totenstille. Er fragte sich, wo denn der große Erfolg geblieben war, den er und Mityscha sich versprochen hatten. Wo blieb der hundertfältige Gewinn, der aus dem Seifforn spritzen sollte? Wo blieb das Ziel, dem sich die Nation nähern sollte?

Der Strom der Zeit schloß sich ganz einfach über dem Prozeß ebenso, wie über den Demonstrationen, und die Nation lebte ihr übliches, alltägliches Leben weiter.

Er war innerlich unzufrieden und zersplittert. Er warf sich vor, daß er selbst die Schuld trage. Er sagte sich, daß dort Ort und Zeit gewesen war, dort vor dem Senat, um ein feuerprägendes Wort zu sprechen, das gezündet hätte und zum Großfeuer angewachsen wäre. Aber er hatte es nicht gesprochen.

Es gab auch Augenblicke in denen er an dem Erfolg der kühnsten Worte zweifelte, wo es ihm ganz gleichgültig war, daß er die Gelegenheiten nicht wahrgenommen hatte.

„Warum? Wozu? Hätte ich etwas geändert? Wäre heute etwas anders? Ja, wenn man es verstünde, die Massen in Bewegung zu bringen — aber was für Erfolg hatte selbst das an Werra vergossene Blut?“

Lange wollte er die ihm zugesprochene Strafe nicht antreten.

Im Vorfrühling fuhr er nach Rokytko. Bald kam er nach Prag zurück. Auch in Rokytko fühlte er sich nicht wohl.

Endlich entschloß er sich. Bevor er aber die Strafe antrat, besuchte er nach vielen inneren Kämpfen Ratscherobsky. Er kam sehr erst in seine Wohnung und benahm sich unsicher. Er entschuldigte sich. „Sie wundern sich, daß ich doch zu Ihnen komme. Entschuldigen Sie — ich werde Sie nicht lange aufhalten.“

Sie begannen über vergangene Dinge zu sprechen, aber Ratscherobsky sprach mehr. Zenda war in sich selbst gelehrt. Erst kurz vor dem Abschied schien es, als ob er aus einem Traum erwachte, er tastete nach seinem Haar und sagte in zerrissenem Tone: „Ich kam eigentlich, um...“

Er schwieg. Beide blickten sich an. Erst nach einer Weile fügte Zenda dumpf hinzu:

... um Ihnen zu sagen, daß ich... doch nicht morden könnte. Das wollte ich Ihnen sagen.“

Zwei Tage später wurde Zenda nach Dory ins Gefängnis gebracht.

### Dritter Teil.

I.

An einem schönen Julitage fuhr Zenda mit seinem Vater nach Prag. Er hatte gerade seine Strafe in Dory abgehüßt und kehrte nun in die Freiheit zurück.

Er war noch nicht 23 Jahre alt. Seine Wangen waren bleich geworden, und seine Augen, die sonst in freudiger Begeisterung geleuchtet hatten, hatten den alten kindlichen Glanz verloren. Viele Gefühle durchwogten sein Herz, mannigfaltige Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, als

er jetzt dem Leben wieder entgegensehte. Er sprach jedoch wenig, er konnte nicht aussprechen, was in ihm vorging. Es war ihm sogar unangenehm, seinen Vater in die Augen zu sehen, er wandte sich oft ab und lehnte sich aus dem Fenster heraus. Er ließ seine Blicke über die weiten, wogenden Getreidfelder schweifen und vergaß ganz, daß er sich in Gesellschaft seines Vaters befand.

Als er sich umwandte, spielte ein stilles, verträumtes Lächeln um seine Lippen. Er kehrte wieder zum Fenster zurück und fühlte, daß es am besten wäre, in die Einsamkeit zu flüchten und alles auszuträumen und durchzudenken, was sich in ihm innerhalb der starren, grauen Wände des Staatsgefängnisses angehäuft hatte.

Baummeister Gruby schwieg und störte Zenda nicht; er schien sein Stillschweigen zu begreifen. Er wollte sich ihm nicht aufdrängen und hing seinen eigenen Gedanken nach. Er dachte darüber nach, wie sich Zendas Zukunft gestalten würde, was aus ihm werden sollte und welche Stellung er ihm im Leben sichern könnte, da er nach alledem, was vorgefallen war, seine Studien nicht beenden konnte. Und so saßen sie schweigend nebeneinander, jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. Prag näherte sich. „Gott sei Dank“, sagte der Baummeister. „Ach was“, fuhr er fort, „wirf jetzt alle Sorgen und Grübeleien von dir, Zenda!“

Zenda lächelte dem Vater dankbar und zärtlich zu. Auf dem Bahnhof wartete die ganze Familie. Frau Gruby mit der zwanzigjährigen Ottilie, Benousch, aus dem unteren ein Akademiker geworden war, der große Knabe Oldrich und die heranwachsende Libuscha in kurzen Röckchen und gelben Stiefelchen.

Zenda sprang aus dem Wagen. Er zwang sich zu einem Lächeln, aber seine Augen trübten sich, als er der Mutter und den Geschwistern den Begrüßungskuß gab.

„Alles ist vorüber, ich bin wieder in eurer Mitte“, sagte er leuchtend.

„Was habe ich mich nach dir gesehnt, mein Kind!“ sagte Frau Gruby.